



Auf der Suche nach dem echten Islam

وَأَقِمِ الصَّلَاةَ وَأِذَا سَأَلَكَ الْمَوْتُونَ بِعَمَلِكُمْ



IM JEMEN SIND KINOS
VERPÖNT. FRAUEN UND
MÄNNER HALTEN SICH
IN DER ÖFFENTLICH-
KEIT VONEINANDER
FERN. GEBETE BE-
STIMMEN DEN TAGES-
ABLAUF. DER ISLAM
IST ALLGEGENWÄRTIG.
DAS MACHT DAS LAND
FÜR KONVERTITEN AUS
DEM WESTEN BESON-
DERS ATTRAKTIV. SIE
STUDIEREN IN SANAA
DEN KORAN - UND
WERDEN STRENGER
ALS VIELE ANDERE

✦ Text und Fotos: Klaus Heymach



EINE ANLAUFSTELLE FÜR KONVERTITEN: DAS KULTURZENTRUM FÜR DIE BEKEHRUNG VON AUSLÄNDERN IN DER NEUSTADT VON SANAA

Freitagmittag in Sanaa. In den schmalen Gassen der Altstadt drängen sich Hunderte von Männern in bodenlangen Kleidern, bewehrt mit kunstvoll verzierten Krummdolchen, vor den grauen Natursteinmauern der großen Moschee. Sie ist eine der ältesten der Welt, der Prophet lebte noch, als sie gebaut wurde. Die Säulenhallen rund um den Innenhof sind bis auf den letzten Platz gefüllt, deshalb breiten die Gläubigen vor den Eingangstoren ihre Schultertücher und Schals als Gebetsteppiche auf dem Kopfsteinpflaster aus. „Allahu akbar“, schallt es ohrenbetäubend aus den Lautsprechern, bevor sich die Betenden synchron gen Mekka verneigen. Vier Mal berührt jeder mit Stirn, Nase und beiden Handflächen die Erde, dann ist das wichtigste Gebet der Woche verrichtet.

Schnell leert sich die Moschee. Nach einem hastigen Mittagessen werden es sich die Männer in einem der mit Sitzkissen ausgelegten Wohnzimmer bequem machen und ihren Blick aus den mit buntem Glas verzierten Fenstern über die pittoresken Wohntürme der jahrhundertealten Altstadt schweifen lassen. Sie werden die zarten Blätter von den grünen Zweigen des Katstrauches zupfen, in die Backe schieben und langsam zerkauen. Und mit Brüdern, Cousins und Freunden beim Genuss der sanften Nationaldroge über Gott und die Welt philosophieren.

Doch manchen ist das Feiertagsvergnügen der Jemeniten ein Graus. Allah habe Rauschmittel im Koran verboten, sagt Abu Hamza, „nicht nur den Alkohol, sondern alle Drogen“. Deshalb sitzt der bleiche 28-jährige mit dem langen Bart nach dem Freitagsgebet zusammen mit Glaubensbrüdern in der dritten Etage eines Hochhauses in der Neustadt und studiert das ihm heilige Buch. Die Sandalen stehen draußen vor der Tür, die Studenten hocken barfuß mit verschränkten Beinen auf breiten Wohnzim-

mersesseln. Der Dozent im „Kulturzentrum für die Bekehrung von Ausländern“, ein greiser Scheich mit hennarot gefärbtem Haar, rezitiert mit singender Stimme Koransuren. Wenn er langsam, bemüht um die richtige Aussprache, die englische Übersetzung vorliest, unterstreicht er jedes zweite Wort mit der rechten Hand, an der eine Gebetskette baumelt. Es geht um Engel und den schmalen Weg ins Paradies. Wer dorthin will, darf „weder Kat kauen noch Bier trinken“, sagt Abu Hamza.

Das mit dem Bier ist dem Australier anfangs selbst schwergefallen. Anfangs, das war vor sieben Jahren, nach einem Autounfall am späten Abend auf der Landstraße: Er hatte getrunken, die Kontrolle über seinen Wagen verloren, war von der Küstenstraße abgekommen. Ein Kneipenabend, der schlimm hätte enden können und nicht ohne Folgen blieb: Der einstige Rockmusiker, Surfer und Trinker fing an zu beten und in der Bibel zu lesen, jeden Tag zwei Stunden im Zug auf dem Weg zur Arbeit. Zusammen mit seiner kolumbianischen Freundin besuchte er Gottesdienste, zum ersten Mal seit seiner Kindheit. Immer auf der Suche nach Antworten auf die Frage nach Sinn und Ziel des Lebens: „In der Kirche, bei Weihrauch, trauriger Orgelmusik und Singsang, haben wir sie allerdings nicht gefunden.“ Von der Bibel habe er viele Unstimmigkeiten und Widersprüche in Erinnerung behalten – „vom Menschen verantwortete Fehler“, wie Abu Hamza das heute nennt. „Das hat mich nicht überzeugt.“

Erst drei muslimische Kommilitonen, die seine Freundin eines Abends zum Essen mit nach Hause brachte, hatten Lösungen parat. „Der Islam regelt alles im Leben: das Gebet, das Essen, sogar die Benutzung der Toilette“, schwärmt Abu Hamza. „Der Koran, das unverfälschte Wort Gottes. Und das Glaubensbekenntnis ist so einfach: Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist



SANAA ZUR GEBETSZEIT: WENN DIE MOSCHEEN ÜBERFÜLLT SIND, WEICHEN DIE MUSLIME AUF DIE STRASSEN AUS



DIE ALTSTADT VON SANAA: DER TURM DER MOSCHEE ÜBERRAGT SELBST DIE HÖHEREN GEBÄUDE

sein Prophet.“ Schon drei Wochen später sprach er den Satz drei Mal in der Moschee seiner kleinen Heimatstadt aus – sein Übertritt zum Islam. Seitdem verzichtet der Australier auf Alkohol, Schweinefleisch und Partys und nennt sich Abu Hamza, Vater von Hamza. Hamza heißt sein ältester Sohn. Den eigenen christlichen Namen, der in seinem Pass steht, möchte er nicht veröffentlicht sehen: „Wir haben schon genug Ärger mit den Behörden hier.“

Die jemenitische Regierung hat ein strenges Auge auf die westlichen Konvertiten. Besonders, seit der Amerikaner John Walker Lindh weltweit Schlagzeilen machte, als er 2001 in Afghanistan gegen die US-Truppen kämpfte. Der „amerikanische Taliban“ hatte im Jemen Arabisch und den Koran studiert und sich bei radikalen Predigern das ideologische Rüstzeug für seinen Kampf gegen die Andersgläubigen geholt. Aus Abu Hamzas Moschee heraus hat die Politische Sicherheit jüngst eine Gruppe Australier verhaftet. Der Vorwurf: Verdacht auf Waffenschmuggel nach Somalia.

Abu Hamza kennt diese Glaubensbrüder und Landsleute, er tut sie als ungebildet und unbesonnen ab. „Das sind Extremisten, die hören auf die falschen Leute“, sagt er. Ob die Australier etwas Gesetzeswidriges im Schilde führten, weiß er nicht. „Ich bin kein Extremist, ich habe mit diesen Leuten nichts zu schaffen. Fundamentalist ja, aber kein Extremist.“

„Gläubige Muslime haben es in diesen Zeiten überall auf der Welt schwer“, klagt Abu Hamza. Schwer hatte er es auch in seiner Heimat. Das Mittagsgebet konnte er als Bankangestellter noch ganz gut in seine Essenspause legen, aber schon die gehäkelte weiße Kappe auf seinem Kopf erregte Argwohn bei manchen Kollegen. Und als Abu Hamzas Frau nach der islamischen Hochzeit

begann, sich immer tiefer zu verschleiern, hätten die feindseligen Blicke der Nachbarn zugenommen, erzählt er. Seinen Job gab er auf, als er erfuhr, dass Zinsen im Islam „haram“ sind, verboten. Auch sein Hobby passte nicht mehr zu den neuen strengen Regeln. „Früher“, sagt Abu Hamza, als spreche er von einem anderen Leben, „früher habe ich E-Gitarre in einer Rockband gespielt. Wir nannten uns Die Grinders, wir haben CDs gemacht und hatten große Auftritte und Partys, auf denen wir mit Mädchen Bier tranken.“ Seit Abu Hamza vor vier Jahren in den Jemen gekommen ist, schaut er keiner fremden Frau mehr in die Augen. Seine eigene Frau weiß er sicher versteckt hinter schwarzem Stoff oder den Wänden der eigenen Wohnung. „Meine Frau fühlt sich viel wohler, seit sie nicht mehr von fremden Männern angestarrt wird“, rechtfertigt er ihre Vollverschleierung, „und ich mich auch.“ Er vergleicht seine Frau mit einem wertvollen Diamanten. „Den würde man doch auch nicht auf der Straße vor aller Augen herumzeigen, oder?“

Die Trennung der Geschlechter war für Abu Hamza einer der Gründe, Kontinent und Kultur zu wechseln und ans Südende der arabischen Halbinsel zu ziehen. „Hier versuchen wir, dem Allmächtigen näherzukommen, indem wir nach seinen Regeln leben.“ Für Abdallah, den einzigen Jemeniten in der Freitagsrunde der Koranstudenten, ist genau das der Grund, sein Land nicht zu verlassen. Mit den holprigen Übersetzungen des alten Scheichs poliert er sein Schulenglisch auf. „Sicher würde ich in Indien viel schneller Englisch lernen als hier“, sagt er. „Aber wie ist das dort mit der Religion? Die Inderinnen zeigen sich meistens unverschleiert.“

„Keine Frauen, kein Alkohol, keine Versuchungen“, schwärmt Abu Hamza über den Jemen. „Und überall hörst du den Ruf des



Muezzins. Anderswo musst du dir für das Gebet den Wecker stellen.“ Mit Dutzenden Frauen habe er früher in der Bank zusammengearbeitet, erzählt er, und macht keinen Hehl aus seiner Abneigung. „Damit ist es jetzt vorbei, Gott sei Dank. Hier lebst du als Muslim mit dem Mainstream, nicht gegen den Strom.“ Aber gibt es nicht auch im Westen in allen größeren Städten zahlreiche Muslime und Moscheen? „Moscheen schon“, klinkt sich ein Franzose, der sich Dschibril nennt, ins Gespräch ein. „Aber schau dir Paris an: Da gibt es zwar ein arabisches Viertel, aber keine guten Muslime.“ „Bei Allah, im Westen ist es schwer, wirklich islamisch zu leben“, pflichtet ihm Abu Hamza bei. Arbeitszeiten, Freizeitprogramm und der ganz normale Alltag auf der Straße verletzen viele der Regeln, an die sich Muslime im konservativen Jemen halten.

Was bringt junge Leute dazu, auf Kino, Musik und die Annehmlichkeiten der Zivilisation zu verzichten und ihr Leben ganz einem vormodernen Islam zu widmen? Abu Hamza und seinen Glaubensbrüdern stellt sich diese Frage seit ihrem Umzug in den Jemen gar nicht mehr – weltliche „Verlockungen“ gibt es hier nur wenige, der Verzicht fällt nicht schwer. Endlich muss er nicht mehr auf die Marke seiner Jeans achten, auf die Farbe seiner Jacke oder die Streifen auf seinen Turnschuhen, sagt der Franzose. „Im Westen will doch bloß jeder den anderen gefallen“, meint er und gibt auch zu verstehen, dass er sich selbst nicht zu denen zählt, die anderen besonders gut gefallen hätten. „Kleidung, Schminke, Geld – nur solche Äußerlichkeiten zählen. Aber niemand kann dir sagen, wofür er eigentlich lebt.“ Im Jemen hingegen, sagt Dschibril, und sein Gesicht hellt sich plötzlich wieder auf, hier seien die Moscheen voller Brüder. Und er gehört endlich dazu.

„Wozu habe ich denn früher ein paar Tausend Dollar im Monat verdient?“, fragt Abu Hamza. „Da denkt man doch bloß ans Geldausgeben.“ Die Konzentration auf Allah macht bescheiden. „Nie war ich dem Allmächtigen näher als jetzt. Was will ich mehr?“ Im Jemen kann Abu Hamza noch lange von seinen Ersparnissen leben, für die Miete reichen 80 Dollar im Monat. Dschibril hält sich mit gelegentlichen Jobs über Wasser, er ist froh, sich keine Sorgen mehr über Sozialversicherung und Rentensystem machen zu müssen. Für seine Zukunft werde Allah sorgen – und die Glaubensbrüder aus der Moschee, die ihm immer wieder mit ein bisschen Arbeit aushelfen. „Verhungern muss hier niemand“, sagt der Franzose. „Dafür sorgt schon die Gemeinde. Denn Helfen ist Pflicht für jeden guten Muslim.“

Im Nebenzimmer stapeln sich auf Metallregalen Dutzende Broschüren, die dabei helfen sollen, nach den Regeln des Korans zu leben. Auf Englisch, Deutsch, Französisch, Russisch und Amharisch werden die „islamischen Gesundheitsvorschriften“, der Zusammenhang zwischen „Koran und modernen Wissenschaften“ und der „Status der Frau im Islam“ erläutert. Ein 40-seitiges Heft mit dem Titel „Der Bart... warum?“ erklärt anhand von Aussagen des Propheten und Koransuren, warum sich ein gläubiger Muslim nicht rasieren soll. Geschrieben und gedruckt wurden die meisten Broschüren in Saudi-Arabien. Auch das Geld für Angestellte, Miete und Mobiliar des „Kulturzentrums für die Bekehrung von Ausländern“ kommt von strenggläubigen wahhabitischen Glaubensbrüdern aus dem Nachbarland.

In den Augen von Abu Hamza beschreiten sie selbst den einzigen wahren Weg. Sie folgen buchstaben genau dem Wort Gottes, orientieren sich streng an den Worten und Taten Mohammeds. Schiiten, Sufis oder undogmatische Modernisierer, die es auch in Sanaa gibt, gelten Abu Hamza als Häretiker, für die er kein Verständnis hat. „Selbst der Jemen ist kein islamisches Land mehr“, klagt Abu Hamza, wenn die Rede auf Kat kauende Stammeskrieger, korrupte Beamte oder unverschleierte Frauenrechtlerinnen kommt. Und er bedauert: „Das letzte Kalifat ist lange her. Von diesem Ideal sind wir weit entfernt.“

Tatsächlich gibt es diese anderen, die unorthodoxen Muslime, auch im Jemen. Ein Schweizer, der sich seit drei Jahren Ihsan nennt, steht für diesen anderen Weg. Auch er hat seine Heimat verlassen, auch er ist auf der Suche nach dem wahren Islam in den Jemen gekommen. Aber er sucht noch. Für Freitag hat er sich zum Gebet mit Sufis verabredet, einer Gruppe Mystiker, die Gott in gemeinsamer ekstatischer Anrufung näherkommen wollen. Im Halbrund sitzen die Männer in einem auf allen Seiten mit dicken Schaumstoffkissen ausgelegten Diwan auf dem Boden. Gebannt hängen sie an den Lippen des gelehrten Scheichs, der einen weißen Turban trägt und einen kleinen Holztisch mit Stapeln religiöser Schriften vor sich stehen hat. Jeden Neuankömmling begrüßt er mit fünf Wangenküssen. „Alhamdulillah“, ruft er. „Lob sei Gott“, stimmen zwei Dutzend Männer ein, immer wieder, erst leise, dann langsam in der Lautstärke anschwellend, jedes Mal einen Halbton höher. Für die strengen Orthodoxen ist so etwas verpöner Gesang, im wahhabitischen Saudi-Arabien gar in der Öffentlichkeit verboten.

Ihsan stören solche Verbote. „Der Koran kennt keinen Zwang in der Religion“, sagt der 38-Jährige. Er trägt einen modisch gestutzten Kinnbart und hat die Haare zurückgegelt. Er arbeitet in einer kleinen Handelsagentur als Manager. „Warum soll ich kein guter Muslim sein, wenn ich Jeans trage?“, fragt Ihsan, der nur zum Mittagsgebet am heiligen Freitag in das lange weiße Kleid schlüpfte. „Wer will mir vorschreiben, wie mein Bart auszusehen hat? Es sind doch nur meine Taten und die Absichten, die zählen.“ Im Jemen sollte das Konsens sein, hatte er gehofft. Hier wollte er unter vorbildlichen Muslimen leben.

Und dann: Werfen die Leute doch einfach ihre Plastiktüten auf die Straße, stehlen ihm das Handy oder kommen einfach nicht zur Arbeit, wenn sie im Ramadan zu erschöpft vom Fasten sind. Oder, wie seine künftigen Schwiegereltern: Sie verlangen 5000 Dollar Brautgeld, bevor sie in eine Hochzeit einwilligen – ein Vermögen in einem Land wie dem Jemen. Vor der Übergabe des Geldes darf seine Verlobte auf keinen Fall bei ihm einziehen.

„Das ist völlig unislamisch“, sagt Ihsan. Es müsste reichen, der Frau einen Koran oder vielleicht einen goldenen Ring zu überreichen, damit wäre die Ehe besiegelt. „Hier beten zwar alle, gehen in die Moschee, die Frauen verhüllen ihr Gesicht – an die Vorschriften des Korans aber halten sich nur die wenigsten“, bemängelt der Konvertit. „Immer wieder muss ich den Leuten erklären, was richtig islamisch ist. Eigentlich war das andersrum gedacht.“

Im Jemen bleiben will der Schweizer vorerst trotzdem – zumindest bis er das Geld für seine Braut zusammenhat. ◀